

Aus aller Welt.

Der Werth des Menschen. Es mag seltsam berühren, daß unsere Augen, Ohren und anderen Glieder, ja sogar der ganze Mensch einen Marktpreis, einen juristisch anerkannten Werth haben. Eine englische Zeitschrift stellt aber eine große Zahl von Entschädigungen zusammen, die in den letzten Jahren für verlorene menschliche Gliedmaßen gerichtlich zuerkannt wurden; darnach mag man denn den Werth eines Menschen ermessen. Es wird sich allerdings zeigen, daß er sehr schwankend ist. Das Auge eines Omnibuskutschers ist anscheinend 16000 Mark werth; denn mit dieser Summe wurde vor einiger Zeit in Paris ein Mann entschädigt, der das Auge durch einen zufälligen Stoß mit dem Spazierstock eines Passagiers verlor. Eine Wärrerin in Dublin jedoch, die ihr Auge durch einen Steinwurf verlor, konnte nur 4000 Mark Entschädigung erlangen, dieselbe Summe wurde zuerkannt, als das Auge eines kleinen Mädchens von einer Henne ausgepickt worden war. Eine Dame, die durch den Zusammenstoß zweier Tramwayen in London um ihr Auge kam, erhielt 8000 Mark. Sogar eine Verletzung ohne Verlust des betreffenden Organs hat ihren Preis. Die Frau eines Polizeibeamten saß in einem Wagen der „Great Eastern Railway“, als ein Funken von einer vorbeifahrenden Lokomotive ihr in das Auge flog. Das darauf sich einstellende Geschwür kostete der Gesellschaft 600 Mark. Auch Arme und Gänge haben ihren verschiedenen Werth. Eine Dame in Birmingham, die beim Aussteigen unter eine Drahtseilbahn geschleudert wurde, erhielt 14 000 Mark für den Verlust ihres Armes; eine Milchfrau von Kidderminster erhielt jedoch nur die Hälfte dieser Summe, als sie ihren Arm infolge des Stießes eines Hundes durch Anpörselung verlor und ihrem Manne nicht mehr bei seinem Geschäft helfen konnte. Für Verletzungen, die zwei Kindern in der Schule zutrafen, haben die Londoner Schulbehörden 800 Mark im ersten, 3000 Mark im zweiten Falle bezahlt. Ein Korbmacher erhielt jedoch mehr als das Doppelte für den Verlust seiner Hand, als er durch den Ruck eines Zuges auf der „South-Eastern and Chatham Railway“ auf die Schienen geworfen wurde. 8000 Mark bekam ein Bursche in Manchester, der drei Finger seiner rechten Hand durch eine Buchdruckpresse verlor, 6000 Mark ein junger Tischler, der drei Finger seiner linken Hand durch eine uneingefriedigte Hobelmaschine verlor. Der Verlust der unteren Extremitäten wird meist mit größeren Summen entschädigt: 8000 Mark erhielt ein Feuerwehrmann, der in Wales von einem Zuge überfahren wurde, 9000 Mark ein Kistengeheuer, der bei einer Firma des Londoner West-End in Dienst stand; diese Entschädigung stützte sich darauf, daß der Junge ungenügend über den Gebrauch des Aufzuges instruiert und der Boden desselben in schlüpfrigem Zustande war. Der Werth der Zähne wird verschieden bemessen; 1200 Mark wurden von einer Eisenbahngesellschaft einer Frau in Walworth gezahlt, die über ein Loch in der Plattform gestolpert war. Das ist jedoch nichts im Vergleich zu der Summe, die vor ungefähr einem Jahre einer berühmten russischen Opernsängerin, Mile Sarkisowa, ausbezahlt wurde. Sie reiste auf der transkaukasischen Bahn, als der Zug plötzlich entgleiste und ihre Vorderzähne zertrümmert wurden. Da sie angab, daß dieser Verlust ihre Laufbahn als Sängerin verdaue, sprach das St. Petersburger Zivilgericht ihr einen Schadenersatz von 40 000 Mark für den Zahn, im Ganzen 200 000 Mark zu! Für ernsthafte Verletzungen des ganzen Körpers wurden in England 39 000 Mark und 80 000 Mark bezahlt. Ein Spezialist, der einer Dame in Berlin durch Röntgenstrahlen die überflüssige Behaarung der Oberlippe entfernen sollte und dabei nicht nur nichts erreichte, sondern bei der Patientin noch eine schlimme Entzündung des ganzen Gesichtes bewirkte, mußte 300 Mk. zahlen. Tödliche Verletzungen wurden in England mit 3000 bis 11800 Mark entschädigt; die höchste Summe erhielt eine Mrs. Leys in New York, deren Mann vor zwei Jahren bei einem schrecklichen Tunnelunglück umkam; nach fast zwölfmonatlicher Verhandlung wurden ihr 400 000 Mk. zugesprochen — die größte Summe, die eine Eisenbahngesellschaft für einen Menschen je bezahlt hat.

Mordprozeß. Ein sensationeller Mordprozeß wird zur Zeit vor dem Schwurgericht von Nantes verhandelt. Angeklagt ist ein gewisser Larenteau, ein 33jähriger Mann aus guter Familie, der sich aber schon vieler Vergehen wegen seines niederlichen Lebenswandels und seiner Spielsucht zu Schulden kommen ließ; er ist beschuldigt, eine Gewürzhändlerin, die Wittve Decerott aus dem kleinen Orte La Baule unweit Saint-Nazaire, ermordet und ausgeraubt zu haben. Die Verhandlungen erweisen sich als sehr schwierige, da gegen Larenteau keine direkten, sondern nur Indizienbeweise vorliegen. Das Verbrechen ist nämlich mit einer Raffiniertheit begangen worden, die seine Entdeckung fast unmöglich gemacht hätte, wenn nicht der Zufall die Rolle der rächenden Nemesis gespielt hätte. Bei einem Spaziergange im Mai d. J. fiel einem Schmiede aus Saint-Nazaire das ungewöhnliche Vellen und die Unruhe seines Hundes auf, der ihn mit sich zu führen suchte. Der Schmied folgte dem Thiere nach dem abgelegenen Grand-Morais und sah dort auf dem Grunde der vorbeifahrenden Wasserleitung einen Leichnam. Man förderte diesen an den Tag und entdeckte dabei, daß er sozusagen verankert war, um nicht an die Oberfläche emporzuspringen oder vom Wasser fortgerissen zu werden. Die Agnoskierung der Leiche, die im weit vorgeschrittenen Verwesungszustande war, erwies sich als nicht sehr leicht. Schließlich wurde aber doch in ihr die 43jährige Wittve Decerott erkannt, die in La Baule eine Gewürzkrämerlei besaß, diese aber zu Anfang des Jahres verkauft hatte. Nur überaus langsam wurden die einzelnen Momente, die zur Erklärung des begangenen Verbrechens und auf die Spur des Mörders führen konnten, aneinander gereiht. Man stellte schließlich fest, daß Larenteau, der sein Leben als Reisender für Spezereiwaren kummertlich fristete, mit der Ermordeten ein Verhältnis unterhalten hatte, über dessen Einzelheiten allerdings noch ein gewisses Dunkel herrscht, daß die Frau, die, mit dem Erlös für den Verkauf ihres kleinen Handlungshauses, ungefähr 10 000 Frank bar und eine größere Summe in Werthpapieren, sich in ihre Heimath in die Compagne begeben wollte, auf einen Brief hin ihren Entschluß änderte und nach einer anderen Richtung hin fuhr, und vor allem, daß Larenteau, dessen Aufenthalt während des Verbrechens und mehrere Tage danach in ein gewisses Dunkel gehüllt ist, plötzlich im Besitz größerer Summen gefunden wurde, mit denen er wieder seiner Spielsucht fröhnen konnte, während er vorher, wie erwiesen ist, kaum Mittel hatte, um nur seine Nahrung zu bezahlen. Das belastendste Moment, das gegen ihn geltend gemacht wird, und das zu seiner Verhaftung führte, ist die Aussage eines Tischlers, der versicherte, das Gestell, mit dem der Leichnam unter dem Wasser beim Grand-Morais festgehalten wurde, auf Rechnung Larenteaus hergestellt zu haben. Dazu kommt die Zeugenaussage eines Bauernhofbesizers, daß Larenteau ihm um die Zeit, da das Verbrechen begangen wurde, einen Wagen bedingungsweise abgekauft habe, auf den er ihn eine längliche, festverriegelte Kiste verladen sah, mit der sich der Angeklagte im Galopp nach der Richtung des Grand-Morais hin begeben sollte. Darauf hätte Larenteau den Wagen gegen ein Neugeld dem Landwirth zurückgegeben. Gravirend ist auch der Umstand, daß der des Mordes Verdächtige zuerst entschieden leugnete, die Wittve Decerott überhaupt gekannt zu haben; er mußte aber schließlich den Versicherungen der Zeugen gegenüber, die ihn bei der Ermordeten ein- und ausgehen sahen, dieses Zeugnis aufgeben. Es muß noch bemerkt werden, daß der Leichnam nur mit einem Hemde bekleidet und ohne Schuhe war, woraus hervorgeht, daß die Unglückliche in einem Zimmer von einer ihr nahestehenden Persönlichkeit ermordet worden war. Sie ist von hinten mit einem scharf schneidenden Instrument auf den Schädel geschlagen worden und zwar so heftig, daß der Tod fast augenblicklich eingetreten sein muß. Larenteau verteidigt sich mit großer Selbstlosigkeit und vielem Geschick und läßt in seiner Sprache erkennen, daß er ein sehr gebildeter, aber fittlich durch und durch verkommener Mensch ist.

Bei Einkauf von Rüdertich-Thee und Bonbons achte man auf den Namen.

Litteratur.

Salskrankheiten: Husten, Schnupfen, Keiserkeit, Kehlkopf- und Luftröhren-Entzündung, Grippe und Influenza. Verhütung und naturgemäße Heilung. Von Dr. C. Kollegg. (—75 Mk.) Verlag von Edmund Demme, Leipzig. Sobald die schlechtere Jahreszeit einsetzt, erscheinen mit konstanter Regelmäßigkeit die Erkältungskrankheiten auf der Bildfläche. Diese Leiden sind ebenso lästig, wie sie gefährlich in ihren Folgen werden können; niemand sollte sie deshalb vernachlässigen. Wie genannte Krankheiten entstehen, verhütet und geheilt werden können, darüber erhalten wir in der billigen Broschüre kurz und klar Aufschluß.

Gicht, Rheumatismus und Gichtweh (Nichtas), Ursachen, Verhütung und naturgemäße Behandlung. Von Dr. Kollegg. (—75 Mk.) Verlag von Edmund Demme, Leipzig. Wer kennt sie nicht, die Geißeln der Menschheit mit ihren oft unaussprechlichen Qualen. Wer sich über Verhütung und naturgemäße Behandlung dieser Leiden unterrichten will lese das billige Büchlein.

Sente Samstag
und
Morgen Sonntag
kommen bei
Guggenheim & Marx,
Marktstraße 14, am Schloßplatz,
in
Wiesbaden,
folgende
Gratis-Zugaben
als
! Weihnachts-Geschenk !
zur Verteilung:
Bei **Mk. 3.—** Einkauf
1 Strang la Strickwolle
oder
1/2 Dqd. Kinder-Taschentücher.
Bei **Mk. 6.—** Einkauf
1 Mtr. guten 120 breiten Schürzenstoff
oder
1/2 Dqd. Küchen-Handtücher.
Bei **Mk. 10.—** Einkauf
1/2 Dqd. weiße Battist-Taschentücher
oder
1 Bett-Vorlage.
Bei größeren Einkäufen größere Zugaben.
Preise sind wie allseitig
anerkannt
Unser
außerordentlich niedrig,
wie bemerkt jedoch
ganz ausdrücklich,
bei diese
Gratis-Zugaben
nur
! Samstags und Sonntags !
abgegeben werden. 1665

Haben Sie Reparaturen an Ihren Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu **J. Werner, Marktstrasse 6.** Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsch entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. **J. Werner, Marktstrasse 6.** Bitte genau auf die Firma zu achten! 7721

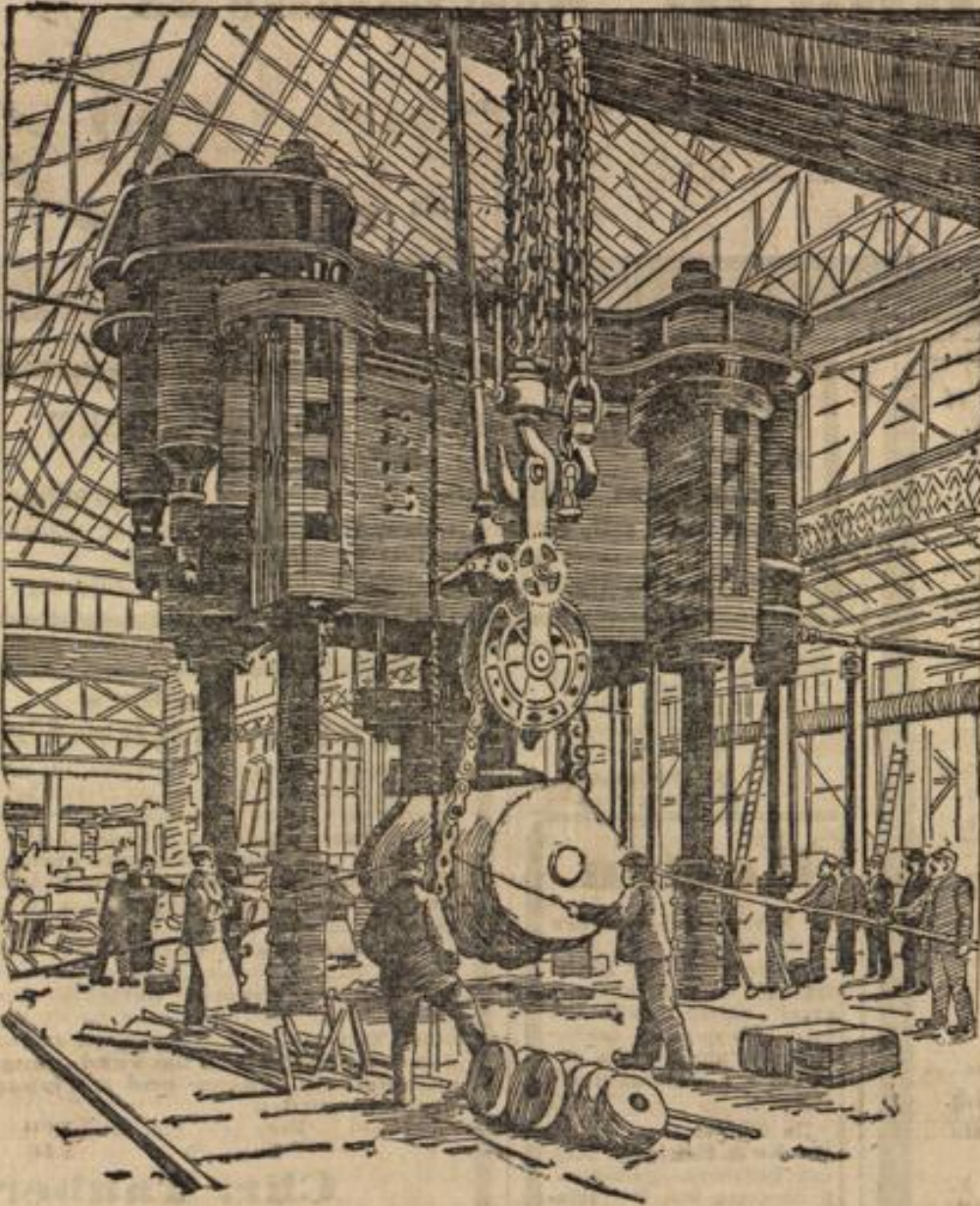
**Elfenbein-, Schildpatt-,
Celluloid- und Ebenholz-Waren**
sowie alle Toilette-Artikel in Silber
findet man in größter Auswahl
zu den **billigsten Preisen** bei
Dr. M. Albersheim,
Fabrik feiner Parfümerien,
Lager amerikan., deutscher, engl. u. franz. Spezialitäten.
Wiesbaden. Wilhelmstr. 30, Fernspr. 3007,
Frankfurt a. M., Kaiserstr. 1,
Versand gegen Nachnahme.
Illustrierter Katalog kostenlos. 1462

Gesangbüdier,
für Weihnachts-Geschenke geeignet,
zu den bill. Preisen von 1.10 Mk.
an. Goldschnitt-Gesangbüdier von
Mk. 1.80 an. 1742
Robert Schwab,
Häutbrunnstr. 12.
**Abbruch
Hotel Rose,**
Krauzplatz,
find Fenster, Türen, Metallacher
Platten, Treppen, Glasabfälle,
Pauholz, Badstühle, Fußböden
Ofen, ein gutes Schieferdach usw.
billig zu verkaufen. 190
Nähe bei **Kuer u. Röder,**
Klosterstraße 61 u. Feldstraße 6.

Zu verkaufen:
eine neue Gas-Stecklampe von
Wesling, eine Grobdruck-
maschine für Restaurant, ein
Kinderportwagen und ein
kleiner Vogelkäfig. Nähe in
der Exped. d. Bl.

**Gegen
Monatsraten von 2 Mk.**
an liefern wir
Musikwerke
selbstspielende
sowie
Drehinstrumente
mit auswechsel-
baren
Metallnoten
von 18 Mk. aufwärts.
Phonographen
nur
erstklassige,
vorzüglich
funktionierende
Apparate von
20 Mk. aufwärts.
Beispiele und
unbespielte
Walzen
in Qualität.
Accordeons
in sehr reicher
Auswahl,
sehr preiswerte
Instrumente
in allen
Preislagen.
Zithern
aller Arten,
wie Accord,
Harfen, Duett-,
Konzert-,
Gitarre-Zithern
etc.
Bial & Freund in Breslau II.
Illustrierte Kataloge auf Verlangen gratis und frei.
Geschlechtsleiden
speziell hartnäckige, veraltete Fälle behandelt unter Ver-
schwiegenheit. 118
H. Florack, Mainz Dintels Gieße 5, nahe Bahnhof.

Die Herstellung von Schiffswellen.



Der Gott der Schmiede, der alte Hephästos, würde heute sicherlich zu den anderen ewigen Göttern zurückflüchten, wenn er sehen müßte, wie sich seit den Zeiten seiner Amtshaltung das Schmiedehandwerk in unserer Zeit verändert und vervollkommen hat. Noch vor zehn Jahren galt der „Hammerkrieg“ der Gussstahlfabrik Essen als die gewaltigste Werkzeugmaschine, weil sie mit einem Fallgewicht von 1000 Centnern den größten Typus ihrer Art darstellte — heute ist an ihre Stelle die hydraulische Schnellpresse getreten, die durch den enormen Druck von 5000 Tonnen dem Stahlstück die Formen giebt, die nötig sind, um den Kolos für menschliche Zwecke gebrauchsfähig zu machen. Welch ein Weg vom Schmiedehammer zur hydraulischen Presse! Ein großes Stück Menschheit und Kulturgeschichte liegt zwischen diesen beiden Polen, greifbarer wird uns der Fortschritt der Menschheit nirgends dokumentiert. Das Riesenwerkzeug wird hauptsächlich zur Herstellung der außerordentlich langen Schiffswellen aus einem

Block benutzt. Es kann mit ihnen eine Schiffswelle von etwa 45 Meter ausgereicht und geschmiedet werden. Für die großen Schiffskurbelwellen und für Maschinenteile von besonderer Beanspruchung kommt ausschließlich Nickel- und Ziegelschiff zur Verwendung, der erfahrungsgemäß den Anforderungen am besten gerecht wird. Ein Ziegelschiff wird heute in Güssen bis zu 85 000 Kilogramm geliefert, ein Gewicht, zu dem schon eine artige Phantasie gehört, um sich eine wirkliche Vorstellung davon machen zu können. Die kolossale, fast übermenschlich zu nennende Maschine wird dabei nur durch einen Hebel bewegt, den ein Mann hantiert — das Gewicht des Schmiedestückes kümmert den Schmied absolut nicht mehr. Die Handhabung der Maschine und ihre Wirkung grenzt beinahe an märchenhafte. In unserer Industrie wird wahrscheinlich der Hammer, den der Schmied bisher mit nerviger Faust geführt hat, in absehbarer Zeit überhaupt durch maschinelle Einrichtungen abgelöst werden.



Ein festeres Zeichen. Der Herr Professor hält seinen Studenten einen Vortrag über das delirium tremens und bemerkt, daß die von dieser Krankheit Befallenen sich einbilden, allerlei Dinge zu sehen. Er sagte auch, daß man ihnen leicht vorreden könne, daß gewisse Thiere zu sehen seien, die gar nicht vorhanden sind. Um dies praktisch zu demonstrieren, läßt er einen solchen Patienten vorführen und sagt zu diesem: „Sehen Sie einmal dorthin, lieber Mann, da läuft 'ne Maus! Sehen Sie sie?“ — „Nein!“ — „Da läuft sie aber schon wieder!“ — „Nun läuft sie dort am Tischbein!“ — „Sehen Sie sie denn wirklich nicht?“ — „Nein!“ — „Sagen Sie, Herr Professor, sehen Sie denn wirklich eine Maus?“ — „Nun, natürlich! Da ist sie ja wieder!“ — „Na, Herr Professor, dann haben Sie das Delirium, und nicht ich!“

Ueber die Kleptomane englischer Damen wird aus London berichtet: „Man erzählt sich hier, daß der Stehltrieb in der „Society“ derartige Frauen angenommen habe, daß er zu den verlockendsten Ausstritten Anlaß gebe. Es sei in der That so weit gekommen, daß man bei jeder gesellschaftlichen Veranstaltung einen Wolf im Schafpelze anwesend vermutete, daß die Gastgeberin vorsichtig ihr Juwelenkästchen verstecke und daß die Gäste selbst vorzögen, die Pelze und andere Werthfachen in

dunklen Ecken des Ankleidezimmers zu verbergen. Man mißtraut weniger den Diensthöfen, als vielmehr den guten Freundinnen. Natürlich bezichtigt man sich nicht des Stehlens — das wäre zu vulgär — sondern der Kleptomane, und mit diesem Worte sucht man ein begangenes Unrecht zu vertuschen. Allerdings mag wohl auch zuweilen das harte Wort Diebstahl fallen, aber das geschieht dann nur in der Erregung, bei der Entdeckung eines „Versehens“ auf früherer That, nicht etwa aus Mangel an Feingefühl. Ein bezeichnendes Beispiel ereignete sich jüngst in der Damengesellschaft einer abligen Gastgeberin, die, wie viele ihrer Freundinnen, dem Bridge-Müßspiel halbtägig. Namen wurden natürlich in den Londoner Blättern nicht genannt, aber man machte doch Andeutungen, die über die betreffende Persönlichkeit keinen Zweifel ließen. Eine Dame, die sich unter den Gästen befand, erhielt von der Gastgeberin einen Pelzmantel gereicht, den sie ahnungslos anzog, ohne ihn geprüft zu haben. Erst später fiel es ihr ein, den Pelz anzusehen. Sie bemerkte dann den (wie sie vermeinte) Verthum und entschuldigte sich bei der Gastgeberin, daß sie das Versehen nicht früher bemerkt habe. Als mehrere Tage verstrichen, ohne daß der kostbare Pelz der Dame zurückgestellt worden wäre, wurde dieser schließlich offenbart, daß ihr Eigenthum mit Vorbedacht gestohlen worden sei. Sie begab sich zu ihrem Pelzhändler und ersuchte ihn um Rath. Dieser enttann sich, kurz vordem den Pelz von Bobb X. (der Gastgeberin) zur Ausführung einer kleinen Aenderung erhalten zu haben, und als man auf der Innenseite des Fells nachsah, war dort, einem englischen Geschäftsbrouche gemäß, in Tinte der Name der ursprünglichen Käuferin vermerkt. Die vornehme Diebin gestand später ihre That ein, entschuldigte sich aber mit ihrem Stehltriebe. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich jüngst bei einem Theekränzchen im Westend-Club. Die Gastgeberin, die eine ihrer Freundinnen vermisste, fand sie nach län-

gerem Suchen in ihrem Ankleidezimmer mit dem Juwelenkästchen beschäftigt. Ohne im Geringsten verwirrt zu sein, rief die Dame die seltene Schönheit der Edelsteine, schloß das Kästchen ab und folgte der geschmeichelten Gastgeberin in das Zimmer zurück. Erst nach einigen Monaten wurde das Fehlen eines kostbaren Ringes entdeckt und nachdem eine Untersuchung der Dienerschaft ergebnislos verlaufen war, enttann sich die Gastgeberin des Versehens mit ihrer Freundin. Auch sie bedauerte mit Thränen in den Augen — ihren unbewinglichen Gang zur Kleptomane.“

Nur ein Scherz. Eine merkwürdige Geschichte wird demnächst das Gericht beschäftigen. Bekanntlich ist derjenige strafbar, der ein Geldstück in den Verkehr bringt, oder zu bringen sucht, von dem er weiß, daß es nicht echt ist. Bei einem Gastwirth hatte nun ein Gast ein Zweimarkstück zur Begleichung der Beche in Zahlung gegeben, das sofort als Falschstück erkannt wurde. Der Gastwirth veranlaßte die Festnahme des betreffenden Gastes. Dieser gab nun zu seiner Entschuldigung an, daß es sich nur um einen Scherz gehandelt habe, denn er hätte mit einem im Lokale anwesenden Freunde die Sache besprochen; er wollte, falls der Wirth nichts merkte und auf das Falschstück herausgab, das Wechselgeld zurückgeben und dem Wirth nur beweisen, wie leicht es sei, ihn „anzuschüttern“. Man darf gespannt sein, wie sich das Gericht zu der Angelegenheit stellen wird und ob es sich durch den Eid des Freundes von der Schuldlosigkeit des Inhaftirten überzeugt.

Ball - Seiden

reizende Neuheiten in weiß, schwarz und farbig in allen Preislagen. Versand in jedem Maß porto- und kostenfrei. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Preisporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Co., Zürich, E. 9.

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz). 725

Das Große Kneipp-Buch,

schönes Weihnachtsgeschenk für Jedermann, reich illustriert und fein gebunden. Preis nur 12 M. Auch werden die einzelnen Bücher „Meine Wasserkur“, „So sollt Ihr leben“, „Testament u. Gebete zum Testament“ zu billigen Preisen abgegeben.

Kneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59.

Unsere geschätzten hiesigen und auswärtigen Kunden bitten wir, mit dem Bestellen von

Neujahrs-Glückwunschkarten

schon jetzt zu beginnen. Es liegt dies im eigenen Interesse der Besteller zwecks bequemen Couvertirens und Adressenkreidlens. Wir sind dieses Jahr mit schönen modernen Sachen besonders reichhaltig versehen; Muster können in un. Expedition eingesehen werden.

Buchdruckerei des „Wiesbadener General-Anzeiger.“

Kneipp's Heilkräuter, sowie alle Spezialitäten, räten und Artikel zur naturgemäßen Heil- und Lebensweise kaufen Sie am besten und billigsten in dem dazu eigens eingerichteten Spezialgeschäft

Kneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59.

Chic! Modern!

Damen-Jackets u. Kleider-Stoffe für die Winter-Saison auf bequeme Theilzahlung empfohlen

J. Jttmann, Welt-Credit-Haus, Bärentasse 4, I.

„Marburgs Schwedenkönig“

ist unentgeltlich

der beste Magenlikör,

500 er ist in 1240 Niederlagen u. Restaurants in Stadt und Land erhältlich.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager. —

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, I. Etage, an der Marktstrasse. 900



Nr. 296.

(2. Beilage)

Samstag, den 19. Dezember

1903

Der rothe Hof.

Kriminal-Roman von Adalbert Reinold.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Die Herren gingen also dem edlen Waidwerk nach und schössen nach Herzenslust alles, was ihre Kugeln nur erreichen konnten.

Eines Abends spät fuhr auf dem Wendelhof ein kleiner Jagdwagen, mit vier herrlichen Pferden bespannt vor; nur drei Personen waren in dem Wagen, ein Husaren-Leutnant, ein junger Mann in Civil und ein gewöhnlicher Kutscher, der Diener des ersteren. — Der junge Mann in Civil fuhr selber und leitete, trotz der Dunkelheit und der Unebenheit des Weges, das Gefährt mit großem Geschick.

Die Herren fragten, ob sie die Nacht über im Hofe bleiben könnten, sie selber, ihre Pferde bedürftigen der Ruhe, Der Wendelbauer, damals noch der Vater Franz, bot den Gästen sein bestes Zimmer an und ließ die Pferde in den Stall führen. Die Herren schliefen am andern Morgen lange, sie mußten von der Jagd ermüdet sein, und man wagte nicht, sie zu wecken. — Von dem Husaren hatte man erfahren, daß es des jungen Grafen von S. Gespann sei, der im Gefolge des Königs sich befunden und die Erlaubnis erhalten hatte, vierzehn Tage das Vergnügen der Herbstjagden mit genießen zu können.

Als endlich die beiden Gäste zu Gesicht kamen, unterhielten sie sich mit dem Wendelhofbauer und war namentlich der junge Graf v. S. ein ebenso freundlicher als schöner Mann, der es verstand, selbst bei dem geringsten Bauern Vertrauen zu erwecken, denn er unterhielt sich zwanglos und hatte in seinem ganzen Benehmen nichts, was an den Adel oder blasierte Vornehmheit erinnerte.

In der Residenzstadt Hannover galt er daher auch für einen Cavalier, der mit der Bürgerkavallei kokettire und den Adel vernachlässige, zumal stand er in den adeligen Damenzirkeln nicht gut angeschrieben; — er war nämlich ein Lebemann ohne Gleichen und da ihm das steife englische Hofwesen wenig zusagte, spottete er nicht nur desselben, sondern wandte seine Gunst ganz offen, hübschen bürgerlichen Mädchen zu. Der junge Graf war jovial — aber herzlos; man wollte von vielen galanten Abenteuern wissen, die er sich auch gar keine Mühe gab, zu verheimlichen — er brüstete sich vielmehr mit seinen Eroberungen, die er machte und eben so leicht wieder fallen ließ.

Er fragte den Wendelbauer in seiner leichten Manier nach allem, worauf man von einem einsam wohnenden Landmannne Antwort erhalten kann, nach Haus und Scheune, Acker und Wald, Dorf und Leuten, Kirche und Schule, und so kam es, daß Wendel auch zufällig den Namen des alten Schullehrers Stamm aussprach.

Das Gesicht des Grafen verfarbte sich bei Nennung dieses Namens.

„Was“, rief er, „der alte Stamm ist hierher in dieses Weidendorf gesteckt?“

„Kennen der Herr Graf den Schullehrer?“

Der junge Graf begann sich einen Augenblick.

„So halb und halb — als ich das Gymnasium in G. besuchte war er Lehrer der alten Sprachen, wurde aber gerade verjagt als ich eintrat.“

Der Graf brach hiermit das Gespräch ab und lenkte es rasch auf etwas anderes.

Mittags fuhr das gräfliche Fuhrwerk davon.

Drei Abende nach diesem gräflichen Besuch auf dem Wendelhofe war das ganze Dorf in Alarm, und zwar infolge eines Ereignisses, das man anfänglich kaum zu begreifen vermochte.

Es war nämlich gegen zehn Uhr, in den Raten war bereits alles zur Ruhe gegangen, als beim Wendelbauer heftig angepöcht wurde. Der alte Wendel war der letzte, welcher zu Bett ging; er hatte soeben, seiner Gewohnheit gemäß, den abendlichen Rundgang durch das Haus gemacht und nachgesehen, ob alle Thüren und Fenster gehörig geschlossen waren, — er war noch auf den Beinen, als das Pochen ertönte.

Auf seine Frage, wer Einlaß begehre, rief eine Stimme, welcher man die Angst und die Erregtheit anhöre:

„Um Gottes willen, Wendelbauer, öffne, ich bin es, der Schullehrer Stamm; in meinem Hause ist ein Unglück geschehen.“

Wendel schob rasch den Riegel von der Thür zurück und ließ den Schullehrer ein: der alte Mann zitterte an Händen und Füßen, er vermochte kaum zu sprechen.

„Sagt Euch doch, Herr Präzeptor“, versuchte Wendel den Schullehrer zu beruhigen, indem er ihn bei der Hand nahm, — „sagt, was ist geschehen, — und kann ich helfen, oder Euch nützen?“

„Meine Tochter, — ach, Wendelbauer, — mein Kind — mein einziges Kind“ — und der alte Mann schluchzte, indem er zugleich wie verzweifelt mit beiden Händen durch sein graues Haar fuhr, — dann stochte er.

„Eure Tochter?“ fragte der Bauer, — „was ist mit ihr? — Ist ihr ein Unglück begegnet?“

„Meine Ilse ist fort, seit sieben Uhr abends, und nirgend aufzufinden, — und wenn sie nicht —“ und der alte Mann griff wieder mit beiden Händen nach dem grauen Kopf, — dann aber besann er sich plötzlich und setzte hinzu — „wieder kommt, so ist sie in dem Moorsee ertrunken.“

„Das wolle Gott verhüten!“ rief Wendel, „Ihr seid ja ganz außer Euch, wohin ist denn die Ilse um sieben Uhr gegangen? Ueber den Moorsee hinaus hat sie doch nichts zu thun, denn schwerlich wollte sie an solchem rauhen Herbstabend mutterseelenallein eine Stunde weit nach dem Försterhause, und ein anderes gibt es nicht auf der ganzen Strecke.“

„Ich war mit meinen Arbeiten beschäftigt“, erzählte in abgebrochenen Sätzen der Schullehrer, — „um sieben Uhr war es, als sie ins Zimmer trat und mir sagte, sie ginge nur nach dem Bauern Cordts und würde bald wiederkommen. Ich war sehr beschäftigt und als ich meine Arbeiten beenden hatte, schlug die Wanduhr neun; die Ilse war noch nicht zurück, — eine plötzliche Ahnung ließ mich ein Unglück vermuthen und eiligst ging ich nach dem Bauern Cordts, mit dessen Töchtern die Ilse verkehrte.“

Allenächtiger Himmel, niemand hatte sie heute abend gesehen, — meine Tochter war gar nicht dagewesen! — Ich durchlief das ganze Dorf von Räte zu Räte, die Leute theilweise aus dem Schlafe pochend, aber nirgend eine Spur; — Wendelbauer

steht mir bei, helfst mir meine Ilse suchen." — Und der alte Mann rang die Hände und rannte verzweifelt auf und nieder.

Wendel war ein besonnener Mann, der selbst bei einem Unglück seine Ruhe nicht verlor.

"Habt Ihr denn vor allem nachgesehen, ob das Mädchen nicht am Ende gar zu Bett gegangen ist? Vielleicht wollte sie Euch nicht stören oder fühlte sich unwohl?"

"Das ist nicht möglich", erwiderte der Schullehrer, "um in ihre Schlafkammer zu gelangen, hätte sie ja durch das Wohnzimmer gehen müssen."

Der Bauer schüttelte mechanisch den Kopf; wohin konnte das Mädchen sein? Das ganze Heidedorf bestand aus kaum zwanzig Katen, und das nächste Dorf, jenseits der Waldungen, war fast zwei Stunden entfernt.

"Ihr habt bei allen Dörflern nachgefragt?" forschte Wendel, "auch bei der alten Spinnorth? Die Mädchen pflegen an den Herbst- und Winterabenden wohl bei der eine Stunde zu verschwätzen."

"Ich habe keine Knechtstammer unbefragt gelassen, und Cordts und seine Leute sind noch auf der Suche."

"Ja, da heißt es nicht gesäumt!" und Wendel rief seine Knechte, die sich eben zu Bett gelegt hatten, und befahl, die Laternen zur Hand zu nehmen, es sei wahrscheinlich ein Unglück passiert.

Fast das ganze Dorf war auf den Beinen, man durchsuchte so weit es bei der Dunkelheit des Abends möglich war, jeden Busch und jede Hecke, vor allem aufs sorgfältigste das Ufer des Moorsees, — man fand keine Spur von dem vermischten Mädchen.

Fruchtlos kehrten die Leute endlich in ihre Wohnungen zurück, und vor allen anderen sprach der Bauer Wendel dem Schullehrer Marth ein und vertröstete ihn auf den nächsten Morgen, denn das Licht der Sonne meinte er, müßte doch in irgend einer Weise Licht darüber bringen, wo das Mädchen hingerathen.

Der Morgen erschien, aber von der Schullehrerstochter war jede Spur verloren. Das Mädchen hatte sich in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung entfernt, nur ein Kopftuch, wie es die Mädchen abends umbinden, hatte sie mitgenommen.

Während die Dorfbewohner noch die nächste Umgegend durchstreiften und namentlich das Ufer des Moorsees nach der Verschwindenen durchsucht, hatte sich der alte Schullehrer Stamm aufgemacht, seiner Tochter weiter, dem Städtchen N. zu, nachzuforschen.

Im Försterhause hatte man niemand gesehen; der Förster war zu der Zeit ein alter, ergrauter Mann, dessen Frau längst tobt, kinderlos mit einer alten, tauben Magd und einem Förstergelijken wirtschaftete er. — Der Förster war den vorherigen Abend über zu Hause gewesen, bei ihm war keine Seele angesprochen.

"Ist auch wohl nicht denkbar, daß Eure Tochter mütterseelenallein den öden Weg von B. nach dem Walde am kalten Herbstabend machen sollte", meinte kopfschüttelnd der alte Förster.

"Sie könnte ja — vielleicht in Begleitung anderer gewesen sein", — forschte der Schullehrer.

"Na, zum Teufel, Präzeptor", polterte der alte Förster, "mit wem und zu welchem Zweck läuft denn ein hübsches, junges Mädchen dicht vor der Nachtzeit davon, ohne ihrem Vater Bescheid zu geben, das könnte ja nur ein Liebhaber sein; na, wenn das wäre, da wird sich Eure Ilse schon wieder einfinden."

Der Schullehrer sah den Förster starr an, Thränen schienen in seinen Augen zu schwimmen.

"Ihr habt also auch niemanden vor Eurem Hause vorbeikommen sehen oder hören?" fragte er.

"Nein, Präzeptor, keine menschliche Seele; nur ein Wagen fuhr vorüber, so rasch, als wenn er vom wilden Jäger Vorspann geliehen hätte, daß selbst meine alte, taube Grethe emporfuhr und ihren Spinnrad abriß."

"Wann fuhr der Wagen vorbei, woher kam er?" fragte hastig der Lehrer.

"Daß Dich der Ober trifft!" rief der Förster, "habe auch gleich darüber nachgegrübelt, woher der Wagen gekommen sein konnte, — die Herrschaften jagen nicht mehr, das ist vorüber, sonst hätte ich darauf wetten mögen, es sei das Fuhrwerk des jungen Grafen von S. gewesen, der jagt seine Pferde lahm und krumm, und er hat stets die besten Kenner. Müßten von Eurem Dorf hergekommen sein und fuhren den Weg nach N. zu, — wie ich sage, waren vorüber wie der Wind."

Der Förster hatte nicht bemerkt, wie bei seinen Worten der alte Schullehrer zitterte, wie er sozusagen ihm jede Silbe vom Munde ablauschte. Gewaltsam faßte sich der alte Mann, er griff nach Gut und Stod und sagte dem Förster adieu.

"Wollt Ihr denn wirklich noch nach N.?" fragte der Förster, — "wird ein ganz vergeblicher Weg sein."

"Einerlei", erwiderte Stamm, "ich will den Weg doch nicht scheuen."

Und der alte Schullehrer schlug den Weg nach N. ein.

Spät an demselben Abend fuhr eine schwerfällige Kalesche an dem Försterhaus vorüber, ohne anzuhalten; die Kalesche war fest verschlossen, und der Kutscher bei dem herrschenden Sturm und Regen fest in seinen Mantel gewickelt. Troßdem die Pferde schwer schnauften, hielt der Wagen nicht an, sondern fuhr vorüber, dem Wege zum Wendelhof nach. Es mochte zehn Uhr sein, als der Wagen den Wald passirte, der Wendelhof und das Dörschen D. lagen in festem Schlummer, als die alte Kalesche an jenem vorbei in dieses hineinfuhr. Der Wagen hielt vor einer ländlichen Kate zu Ende des Dorfes; zwei Personen stiegen heraus, die eine dieser Personen wurde von der anderen beim Aussteigen unterstützt.

Der Fuhrmann half die anscheinend franke Person in das Haus geleiten, er verweilte dann einige Minuten drinnen. Er kam bald wieder heraus, gab den Pferden aus der Hand einige Stücke Brod, schirte das Kopfzeug wieder an und langsamen Schrittes fuhr die Kalesche wieder desselben Weges retour, woher sie gekommen. Nur die Hunde schlugen laut an und verfolgten mit ihrem Gebell den Wagen, — bald herrschte wieder im Dorfe und auf dem Wendelhofe eine förmliche Grabesruhe, nur gestört von dem schaurig heulenden Sturm, der die Wimpel der Bäume bog und den finsternen Schlund des Moorsees aufwirbelte zu wild aufspritzenden Wellen.

Auf dem Wendelhofe klapperten am frühen Morgen die Dreckschlegel, welche den gelben Hafer von dem Stroh sonderten: auf der großen Diele herrschte ein trübes Zwielicht, die Lampe verbreitete wenig Helle. Da huschte gleichsam durch eine Seitenthür des Hauses eine Gestalt, die dann plötzlich neben den Dreckschern stand und nach dem Wendelbauern fragte.

Die Dreckscher hielten rasch inne, die nächsten hatten in dem sonderbaren Frühmorgengast den Schullehrer Stamm erkannt.

"Herr Präzeptor, seid Ihr es oder nicht, wohin wollt Ihr denn schon so früh, — ist die Ilse wiedergefunden?" riefen die Leute durcheinander, staunend den alten Mann betrachtend.

Stamm schien vollkommen gefaßt zu sein.

"Die Ilse habe ich wiedergefunden, aber sie leidet an einem heftigen Fieber, sie muß schon daran gelitten haben, denn im halben Wahnsinn ist sie fortgekauft bis über N. hinaus", erzählte anscheinend ruhig der Alte, "wo ist der Bauer, ich möchte ihn sprechen?"

Die Knechte und Mägde standen verblüfft da, einer faßte sich und ging mit Stamm nach der Wohnstube, in derselben war es noch dunkel, aber nebenan in der Schlafkammer brannte schon Licht.

Der Knecht rief den Bauern, dieser trat angekleidet aus der Kammer; Wendel war ein tüchtiger Hausherr, er wedte das Gefinde und sowie der erste Schlag der Dreckscher ertönte, war er selber am Plaze.

Wendel erschraf, als er den Lehrer erblickte.

"Run, Herr Präzeptor", fragte er, "habt Ihr die Ilse gefunden?"

Der alte Mann trat dem Bauern ganz nahe, dann ergriff er seine Hand und mit leiser Stimme fragte er:

"Kann uns niemand hören, Wendel? Ich habe Euch eine schreckliche Nachricht zu bringen, Euch allein muß ich sie vertrauen, denn keine Seele sonst darf es erfahren."

Wendel hielt die zitternde Hand des alten Mannes in der seinen, er war in diesem Augenblick fast eben so aufgeregt wie Stamm selber.

"Es hört uns niemand, was Ihr mir auch vertrauen mögt, es bleibt, wenn Ihr es wollt, in meinem Gedächtniß begraben."

"Ein furchtbares Unglück oder vielmehr eine Schandthat sondergleichen ist geschehen, meine Ilse ist entführt, man hat ihr Gewalt angethan und das unglückliche Kind ist wahnsinnig schluchzte der alte Lehrer.

Wendel fuhr empor.

"Nicht möglich! Wer sollte denn eine solche Schandthat verübt haben?"

"Es ist nackte, traurige Wahrheit, welche ich Euch sage, Wendel, daheim liegt das arme Mädchen im Fieber und im wilden Phantasien. Wäre sie todt! — wäre sie todt! — jammerte leise der alte Mann, — "wäre sie bei meiner Seligen, dann wäre alles gut und auch ich würde bald folgen!"

"Und ihr Verführer?" fragte Wendel.

"O, der ist unantastbar, wie die Sonne dort oben", entgegnete bitter der Lehrer, "und dann, wer würde einer Wahnsinnigen Glauben schenken?"

(Fortsetzung folgt.)

Ohne Frage.

Wie lange mußt' ich wandern,
Wie oftmals frag ich Dich:
Ob Du ein kleines wenig,
Ein wenig liebst mich.
Aus Deinen blauen Augen
Drang wohl ein heller Schein,
Doch ließ mich lange Sorge
Nie richtig glücklich sein.
Da kam ein dunkles Wetter,
Das hat mich arg gezaust,
Als es ob meinem Haupte
Jüngst wild vorbeigebraust.
Da rief ich Deinen Namen
In Angst und Todespein,
Du hast mich gleich vernommen
Und lebst nicht allein.
Du legtest Deine Hände
Mild tröstend auf mein Haupt,
Da hab' ich ohne Frage
An Deine Lieb' geglaubt.

G. Fischbach.

Ein Experiment.

Moralische Geschichte von Heinrich Vandlow.
(Nachdruck verboten.)

Daß der Oberamtmann Schelling ein Menschenfreund war, gab jedermann willig und ohne weiteres zu. Daß er ein väterlicher, wohlmeinender, hilfsbereiter, zartfühlender Herr sei, bestritt niemand. Das wußten die Handwerker der Nachbarstadt, die auf seinem Hofe arbeiteten und nach des Tages Last bei ihm am Tische Wein tranken und für ihre Schilderungen von der traurigen Lage des kleinen Handwerks warme Teilnahme fanden. Das wußte der Hotelbesitzer der Nachbarstadt, bei dem er auf seinen täglichen Spazierfahrten eingekehrt war, und dem er dann in seiner Not geholfen hatte, so gründlich, daß Spatzvögel von einem Hotel Schelling sprachen. Das wußte sein Kutscher, der auf den weiten Fahrten und Reisen sein Begleiter und Vertrauter geworden war. Das wußte der alte Dorflehrer, der sich täglich auf dem Hofe einstellte und sich erkundigte, ob schriftliche Arbeiten zu machen seien. Er hatte vor vielen Jahren einmal eine Rechnung für den Herrn schreiben sollen, und der Versuch war nicht geglückt. Aber für seinen guten Willen erhielt er so viel Vieh, Geld, Gerechtigkeiten und persönliche Vorteile, daß er jährlich zweihundert Mark auf die Sparkasse tragen konnte. Das wußten die Bettler, die nie einen Kampf mit Hunger zu bestehen brauchten, ehe sie ihr Almosen an Geld und Essen und gütiger Ermahnung einheimsten. Das wußten erst recht seine Tagelöhner, die Nachkommen alter Tagelöhnergeschlechter des Dorfes, die einst unter des Oberamtmanns Vorsehern gelebt hatten und mit ihnen zusammengewachsen waren, wie das heutige Geschlecht mit seinem Herrn. In jedem Rat gab es Geschichten und Sagen, wie die Herrschaft heimlich gespendet, fest unter die Arme gegriffen, nachsichtig geschont, in Schmerz und Unglück mitgefühlte und bei häuslichen Freuden sich mitgefrennt hatte. Auch der Arzt der Stadt, Doktor Lembke, der fast täglich auf dem Gute war, wußte es, welch ein barmherziger Samariter der Oberamtmann Schelling war, und er ehrte ihn darum, wenn er auch oft anderer Ansicht als er war über seine Mildthätigkeit.

Die beiden Herren, der Oberamtmann und der Arzt, saßen sich gegenüber an dem großen, braunen, altmodischen Mahagonitische, und beide schwammen in dem unklaren Wasser der sozialen Frage, das durch ihre Schwimmbungen nicht klarer wurde.

Der Oberamtmann sagte:

„Ich will den — äh — Versuch machen, mich so deutlich ausdrücken, daß ein Mißverständnis durchaus ausgeschlossen erscheinen muß. Ich heiße Karl Schelling — Name eines berühmten Philosophen, aber kein Verwandter von mir, so weit ich übersehen kann, — indessen es liegt mir etwas — äh — Philosophie im — äh, äh — Blute, wie allen Schellings unserer Familie; mein Better Max philosophiert auch gern. Wenn ich nun von der großen gesellschaftlichen Welt behaupte, daß sie einem Baum mit Wurzeln, Stamm, Ästen, Zweigen, Dornen, Blättern, Blumen und Früchten vergleichbar sei, und daß ein solcher Baum ohne diese einzelnen Stücke

oder — meinetwegen Bestandteile eben nicht als Baum zu denken wäre, so leuchtet ohne weiteres ein, daß, wenn einzelne Teile dieses — äh, äh, — Baums auch einen Vorzug oder — meinetwegen eine Superiorität zu behaupten scheinen, diese in der That nicht vorhanden sein kann und auch nicht — äh — vorhanden ist, sobald man nämlich Zweck und Wert der einzelnen Bestandteile gebührend würdigt und anerkennt!“

„Sie meinen also,“ erwiderte Doktor Lembke, „wenn ich Sie recht verstanden habe, daß es ganz egal ist, ob einer Bettler oder Rentier ist?“

„Ich glaube, daß Ihre — äh, hm — Entgegnung nicht genau zu meinen Worten paßt, und ich habe den Eindruck, als wenn Sie der von mir gegebenen — äh — Entwicklung nicht ganz — äh, äh — gefolgt sind, die doch einen — meinetwegen anderen Gegenstand zum — äh — Gegenstand, oder, mit meinem Better Max zu reden, zum Ziele insofern, als ich der gleichmäßigen Wertschätzung aller Stände das Wort reden wollte.“

„Das selbe sagte ich ja,“ meinte der Arzt lächelnd.

„Ich kann mich trotzdem des Eindrucks nicht erwehren, als wenn Sie von meinem Gedankengange zur — äh — Seite abweichen wollen, oder als wenn ich in der Wahl des Ausdrucks nicht glücklich gewesen bin, obwohl ich mich einer genügenden Deutlichkeit befleißigt zu haben — meinetwegen glaube. Eine Baumburzel, und wenn sie noch so klein wäre, wird, wie ich — äh — Ursache habe, anzunehmen, sich in Erwägung ihres Zwecks nichts anderes wünschen wollen, als eine Baumburzel zu sein und kann also, wie mein Better Max in diesem Falle sagen würde, ein ideales Vorbild für den — äh, äh — Nährstand sein, und diese — äh — Ueberlegung sollte allein hinreichend sein, diesen Stand, unter dem ich jeden, der mit den Händen schafft und arbeitet, für die Ernährung des Menschheitsstammes mit seinen Blumen- und Blätterzierden, verstehe, mit seinem Lose zu versöhnen und nicht nach oben zu blicken.“

„Sehr schön gesagt,“ meinte der Arzt schläfrig, der sich verpflichtet fühlte, auf die lichtvolle Auseinandersetzung etwas zu entgegnen.

„Oh, mein Better Max würde dem von mir benutzten Bilde ein noch deutlicheres — äh — Gepräge gegeben haben und er würde es sich haben — meinetwegen angelegen sein lassen, zu — äh, äh — zeigen, daß in der gesellschaftlichen Welt jeder Vorzug oder jede Superiorität, wie ich schon sagte, keine tatsächliche, sondern nur eine vermeintliche ist, die eben nicht in — hm — die eben eingebildet ist. Um nicht mißverstanden zu werden — ich weiß, daß ich zuweilen — äh — mißverstanden werde — will ich dies dahin erläutern, daß die Stände, obwohl sie keine Ursache dazu haben, mit Neid und Abgunst auf die anderen Stände zu sehen, namentlich die in ihrer eigenen Meinung niederen auf die nach ihrer Meinung höheren, sich ihres eigenen — äh — Wertes bewußt sein müßten und unentwegt an sich selber arbeiten müßten, statt in unfruchtbarer Begehrlichkeit nach dem vermeintlichen Glück der — äh, äh — Begüterten zu blicken! Es fehlt an der Genügsamkeit bei den Menschen; die Wurzeln eines Baumes auf sterilem Boden müssen genügsam sein und können selbstredend den Stamm mit Ästen, Zweigen, Dornen, Blättern, Blüten, Früchten und sich selbst nur dürftig ernähren; sie tun, was sie — äh — können. Die Menschen haben ein — äh — grimmiges Verlangen nach anderen — äh, äh — meinetwegen Sphären, anstatt sich mit Nahrung und Kleidung zufrieden zu geben, die jede ehrliche Arbeit gibt.“

„Der Bettel auch!“ sagte der Arzt leichtthin, ohne eine Ahnung von den Folgen zu haben, die dieser Entwurf nach sich zog.

Der gute Herr Schelling, der so vortrefflich philosophieren konnte, hieb den ganzen Baum, von dem er gesprochen hatte, mit einem Schlage um, ließ ihn auf gut Glück für jeden liegen, der Lust hatte, sich seiner zu bemächtigen und wandte sein — äh — Interesse der neuen Frage zu. Er sagte:

„Das ist ein — äh — Gesichtspunkt, über den ich mit meinem Better Max reden will. Der Bettel ist die traurigste und bedauernswerteste Erscheinung in der Gesellschaftswelt —“

„Verzeihen Sie, wenn ich unterbreche, ich habe von der Sache eine etwas andere Ansicht. An und für sich ist die Erscheinung des Bettlers zu beklagen; jeder Menschenfreund wird mit Trauer auf seinen verkommenen und verwahrlosten Bruder sehen; aber ich weiß, daß die Mehrzahl dieser Arm-

sten mit ihrem Lose ganz zufrieden ist, daß sie sich nicht heraussehnen aus ihrem Leben und sich gar nicht herausheben lassen wollen. Der Bettler ist ein Beruf so gut wie jeder andere und nährt seinen Mann — na, sagen wir anständig. Ein richtiger Bettler verdient weit mehr als ein tüchtiger Tagelöhner!"

"Das ist eine — äh — Behauptung, die ich nicht ohne Beweis glauben kann; verzeihen Sie, Herr Doktor, mein Wetter Max würde Ihnen in diesem Falle dieselbe Antwort gegeben haben. Sie hatten die — äh, äh — Güte, zu bemerken, daß der Bettler ein Beruf sei; ich dagegen meine, daß jeder Bettler gern in einen geordneten Berufskreis — äh — zurückkehrt, wenn ihm dazu die Pforten erschlossen werden oder ihm — meinetwegen die Möglichkeit dazu geboten wird. Weiter aber kann ich mich bei aller — äh — Wertschätzung Ihrer — äh, hm — Meinung nicht der Ansicht verschließen, daß ehrliche Arbeit unter allen Umständen mehr einbringt, als der Bettel!"

"Das käme auf eine Bette an!" sagte der Arzt trocken. "Wenn Sie meinen, Herr Doktor, daß eine Bette diesen — äh — Streitfall entscheiden kann, so nehme ich die Bette an! Wie denken Sie sich aber die Ausführung der Sache?"

"Ich schlage vor, daß wir das im Wagen verabreden. Meine Pflast ruft mich jetzt nach Hause, und Sie hatten ja auch noch die Absicht, in die Stadt zu fahren!"

Wir müssen es den beiden Herren überlassen, bei ihrer Fahrt nach der Stadt alle Punkte der Bette und die Art der Ausführung festzusetzen und müssen ihnen vorauslaufen, damit wir Gelegenheit haben, den eigentlichen Helden dieser Geschichte uns anzusehen.

Das ist nämlich der Tischlermeister Fritz Boggenstuhl, der in seiner Werkstätte über der Hohenbank lehnt und in einem abgegriffenen alten Bilderbuch blättert, dessen Inhalt er längst auswendig kennt, während die Kinder um ihn herum spielen und lärmen. Fritz Boggenstuhl ist gegen vierzig Jahr alt; da er nicht der Held eines Liebesromans sein soll, so habe ich nicht nötig, über seine Schönheit, Kraft, Ritterlichkeit und sonstige Eigenschaften etwas zu sagen; nur muß ich bemerken, daß er ein geborener Berliner ist, der noch immer seine „scheene“ Berliner Volksprache beherrscht und etwas besitzt, was man eine „koderige Schnauze“ nennt. Außerdem besitzt er noch Weib und Kind — weiter nichts. Er gehört nicht zu den Faulen, die aus Unlust zur Arbeit nichts tun und der Frau den Unterhalt der Familie vertrauensvoll in die Hände legen. Er ist nur eine der traurigen Erscheinungen, die ihr Handwerk nicht genügend verstehen und nun unter der Konkurrenz der Magazine schwer zu leiden haben. Er flücht Stühle aus, geht mit ins Heu bei einem Bauern, macht Stelzen für Knaben, musiziert auf der Harmonika bei kleinen Hochzeiten, liefert Fischbretter am billigsten, ist Treiber bei allen großen Jagden der Umgegend, leigt sich alle halbe Jahre Bretter, wenn ein Sarg zu machen ist, sagt Bäume aus — ja, wie könnte ich alle seine Künste aufzählen. Der leichtlebige, sorglose, gutmütige Mann ist für alle Arbeit zu haben, für die man wenig Geld ausgeben will, und die zu tun man selber zu bequem ist. Er führt eine himmelschreiende, unterbilanzartige Existenz, deren er sich wenig bewußt ist. Wenn ihn ja einmal der Menschheit ganzer Jammer packt, dann versteht er es zu seinem Glücke, ihn mit Berliner Humor von sich abzuschütteln und wegzuraufsonnieren.

Fritz Boggenstuhl wird beim Blättern im Bilderbuch unterbrochen durch den Oberkellner des Hotels, der ihm eine Empfehlung von zwei Herren ausrichtet, die mit ihm sprechen möchten.

"Freibjagd?" fragte Fritz.

"Weiß nicht, die Herren haben viel geflüstert; kann schon sein, sie jagen ja beide gern!" entgegnete der Kellner würdevoll.

Wer ist et denn?"

"Der Oberamtmann Schelling und Doktor Lembke!"

"Na jut; denn sagen Sie man, dat id komme!"

Boggenstuhl ließ sich nicht im geringsten durch die Hoheit des Kellners einschüchtern, obgleich dieser den Kopf zurückschlug, so daß seine tadellose weiße Weste und die goldenen Kragenknöpfe sich im besten Lichte präsentierten. Fritz Boggenstuhl, auf den diese Erhabenheit gar keinen Eindruck machte, winkte ihm gütig mit der Hand und deutete nach der Tür, durch die der Kellner achselzuckend verschwand.

(Schluß folgt.)

AUS FERNEN ZONEN

Indische Gaukler.

Ibu Watuta, ein Araber und berühmter Reiseschriftsteller des 14. Jahrhunderts, dessen für die Geographie und Geschichte damaliger Zeit wichtige Werke kürzlich in Paris neu herausgegeben worden sind, erzählt: „Als ich mich einst bei dem Kaiser von Hindostan befand, traten zwei Jotins (Mitglieder einer religiösen Sekte) ein, in Mantel gehüllt und bedeckten Hauptes. Der Kaiser sagte, auf mich zeigend, sehr freundlich zu ihnen: „Dies ist ein Fremder, zeigt ihm, was er noch nie gesehen hat.“ — Sie antworteten: „Das wollen wir.“ Hierauf bog der eine der Männer seine Gestalt in die Form eines Würfels, erhob sich in die Luft und nahm so als Kubus seinen Platz über unseren Köpfen ein. Ich war so erschrocken über diesen Anblick, daß ich ohnmächtig wurde und zu Boden sank. Der Kaiser gab mir aber eine Arznei ein, die er bei sich führte, worauf ich wieder zu mir kam, mich aufrichtete und die menschliche Würfelgestalt noch hoch über unseren Köpfen unbeweglich schweben sah. Der andere nahm nun seinen Pantoffel und schlug damit, wie im Borne, auf den Boden. Darauf erhob sich der Pantoffel gleichfalls in die Luft, bis er mit dem Kubus gleich stand. Jetzt schlug er diesen in den Boden, und alsobald sank derselbe langsam auf den Boden herab. Der Kaiser sagte mir, daß der Mann, welcher die Würfelgestalt angenommen, der Schüler desjenigen mit dem Pantoffel sei, und fügte hinzu: „Hätte ich nicht für deinen Verstand gefürchtet, so würde ich ihnen befohlen haben, dir noch weit größere und wunderbare Dinge als diese zu zeigen, die du gesehen hast.“ Doch ich hatte genug von dem, was ich erblickt hatte, und fühlte ein gewaltiges Herzklopfen danach,“ fügt Ibu Watuta seinem Bericht hinzu. „Der Kaiser verabschiedete mich nochmals ein stärkevolles Mittel, welches mich wieder beruhigte.“ Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Madras (Indien) ein alter Brahmine, der einer hohen Kaste angehörte und der sich auch auf ganz wunderbare Weise in der Luft schwebend zu erhalten wußte. Er zeigte seine Kunst in vornehmen Häusern, nicht für Geld, sondern nur als Höflichkeitsbezeugung. Die Diener des Hauses mußten eine große Decke vor ihm ausgespannt halten, und wenn diese weggezogen wurde, sah man ihn gegen vier Fuß vom Boden in einer sitzenden Stellung, mit untergeschlagenen Beinen, in der Luft schweben, indem er sich mit der einen Hand des steif ausgestreckten Armes leicht auf die Krücke eines Bambusstabes stützte, welcher in einer kleinen metallenen Röhre steckte, die auf einem hölzernen Bänkehen stand, und durch die Finger der aufgestellten Hand eine Korallenschnur laufen ließ. Den anderen Arm hielt er aufrecht in die Höhe. Sodann ließ er die Decke wieder vorhalten, man hörte ein gluckendes Geräusch, wie wenn Luft aus einer Blase entweicht, und als die Decke weggezogen wurde, stand der Mann wieder auf festem Boden. Augenzeugen berichteten in einer Zeitung, die in Kalkutta erschien, daß er 12 Minuten sich schwebend erhalten, doch vor dem Gouverneur von Madras sogar 40 Minuten in dieser Stellung verblieben sei. Nichts vermochte ihn dazu, das Geheimnis seiner Kunst einem anderen anzuvertrauen, er hat es mit ins Grab genommen.

Bunte Blätter.

Sago und Tapioca sind einander zwar ähnliche mehligte Nahrungsmittel, aber in ihrem Wesen verschieden. Der Sago liefernde Baum ist eine Palme, die etwa 8 Meter hoch wird und in den Sumpfniederungen von Singapur und in anderen Gegenden Indiens wächst, wo sie in Anpflanzungen von oft 1000 Acker Land gezogen wird. Die Sagopalme ist erst 15 Jahre nach ihrer Pflanzung für ihre erste und einzige Ernte reif. Ihr Durchmesser beträgt dann gegen 50 Zentimeter, der Baum wird nahe am Boden gefällt, der Stamm zerkleinert, die Rinde abgeschält, das weiche Mark in Wasser verrührt, die Stärke in Fässern absetzen gelassen, das Wasser abgehoben und das Stärkemehl getrocknet, das gemahlen das Sagomehl des Handels bildet. — Tapioca ist wesentlich davon verschieden. Sie stammt aus der Wurzel einer kleineren Euphorbiumpflanze, die schon nach zwei Jahren reif ist. Diese Stärkemehlart kommt hauptsächlich aus Britisch-Indien und Brasilien in den Handel.

Ein Eldorado für heiratslustige Mädchen ist die Provinz Santa Fé der Argentinischen Republik. Nach einem vor nicht langer Zeit aufgenommenen allgemeinen Censur hat diese 128 684 Quadratmeter große Provinz 220 332 Einwohner (gegen 89 117 des Jahres 1867), von denen 126 254 männlichen und 94 078 weiblichen Geschlechts sind, mithin ein Uebergewicht von 32 176 Männern. Unter den Einwohnern befinden sich 2864 Deutsche, doch ist dabei zu bemerken, daß alle Kinder von Fremden, die dort geboren sind, verfassungsmäßig Argentinier, mit allen Rechten und Pflichten, welche den Staatsbürgern zustehen, sind.